

(Nachdruck verboten.)

Eheleute Strouhal.

Erzählung von M. A. Simácel.

Deutsch von Franka Hajek.

Die Strouhal schritt schnell weiter. Als sie an Petrusch's Wohnung vorüberging, hörte sie Kindergeschrei und das Zanken einer Frauenstimme. Rasch trat sie in ihre Wohnung und zog die Thür hinter sich zu. In der Stube war es finster. Von der gegenüberliegenden Wand hörte sie das erstickte Weinen eines Kindes.

„Bist Du es, Mutterchen?“ fragte eine dünne Stimme.

„Wo ist die Czermak?“ fragte die Frau, ohne auf die Frage des Kindes zu antworten.

„Schon vor einer Weile ging sie fort, wollte aber gleich wieder da sein.“

„Und warum weint Marietchen?“ fragte die Mutter weiter, nach dem Kinde tastend. „Komm her, komm zu der Mama, Marietchen,“ sprach sie, als sie das Kind vom Boden erhoben hatte und an sich drückte. „Wer hat Dir was gethan?“

„Czermaks Ferda hat mich geschlagen!“ schluchzte die Kleine.

„Nun, weine nicht mehr, mein Mädchen, wir gehen von hier weg, wir gehen zum — Vater. Der wird Dich recht lieb haben, mein Kindchen.“ Bei diesen Worten seufzte sie und mit der einen Hand das Kind haltend, suchte sie mit der anderen nach den Bündelhölzern. Als es ihr gelungen, zündete sie eine kleine Petroleumlampe an; dann sah sie sich in der niedrigen Stube um. Auf der einen Seite, rechts vom Eingange, standen die roh gezimmerten, unangestrichenen Betten, auf der anderen im Winkel lagen auf der Erde zwei Strohsäcke, mit einem groben grauen Laken bedeckt, auf denen je ein Kopfkissen und eine Pferdebede lagen. Man konnte es deutlich wahrnehmen, daß noch vor einer Weile auf dem einen Strohsack jemand sich herumgewälzt hatte. Die Frau neigte sich über den zweiten, wo unter der Decke zwei schlafende Kinderköpfe hervorlugten. Sie lagen quer über den Strohsack, da sie sonst der Länge nach nicht genügend Platz gehabt hätten. Es schliefen drei zusammen. Das jüngste Kind nahm Frau Strouhal immer zu sich ins Bett.

„Stehet auf!“ sagte die Mutter, die Kinder leicht beruhigend. „Wir gehen zum Vater.“

Beide schlugen die Augen auf, aber als sie das Licht sahen, das sie leicht blendete, wollten sie weiter schlafen. Erst nach einer Weile konnten sie vollends geweckt werden.

Der Knabe war der erste, der die Decke beiseite schob und aufstand.

„Müßt Ihr Euch denn den ganzen Nachmittag herumwälzen?“

„Der alte Czermak hat uns schlagen wollen, wenn wir nicht stille sind. So haben wir uns hingelegt und haben geschlafen. Marietchen wollte nicht schlafen, da hat sie Ferda gehauen,“ berichtete der Knabe.

„Und was sagst Du, Bartjscha?“ wandte sich die Mutter an das zwölfjährige Mädchen, das bei ihrer Ankunft gefragt hatte: „Bist Du es Mutterchen?“

„Oh, Ferda hat die Bartjscha gern, die haut er nicht. Die mußte bei ihm sitzen und ihm vorlesen — er hat sie immer gestreichelt,“ berichtete der Junge weiter.

„Es ist nicht wahr, Mutter,“ wehrte sich Bartjscha, schlug jedoch die Augen zu Boden.“

„Doch, es ist wahr, Mutter, auch wollte er ihr immer einen Kuß geben und hat immer gesagt, daß er sie gern hat.“

„Schweige doch schon endlich!“ rief die Mutter in einem sonderbaren Tone. „Macht lieber, daß ihr fertig werdet, damit wir hier fortkommen — nur fort, nur fort! Bartjscha, zieh Dir die Schuhe an und hilf Beta anziehen. Binde ihr unter die Jacke ein Tuch, damit sie nicht friert und Du, Tonik, spüte Dich auch, ich zieh' derweil Marietchen an.“

Die Kinder sprangen davon. Die Mutter und Bartjscha gingen in die Ecke, wo ihre Truhe stand, und begannen Tücher, Kleider und Schuhe hervorzuziehen. Alles war schon alt, verblichen und geflickt, die Schuhe grob und ungewischt und die Jacken von Flanell.

Bartjscha setzte sich mit Betuschka, die mit ihren Händchen an ihren Augen wischte, auf die Erde, und zog ihr die Schuhe an.

Die Mutter zog inzwischen Marietchen an, in allerlei verbläuhene rosarote Röckchen und wickelte sie dann in ein großes Tuch ein. Tonik hatte derweil sich mit seinen harten Stiefeln zu quälen.

„Aber Mutterl,“ meldete sich mit einem Male während des Anziehens Betuschka, „ich habe Hunger, wir haben noch nichts gegessen.“

„Ja, hat Euch Frau Czermak nichts zu essen gegeben?“

„Ja, aber nur wenig,“ antwortete Tonik. Sie sagte...

Der Knabe verstummte. In die Stube trat mit schwerem Schritt ein großes Frauenzimmer von unfreundlichem Gesichtsausdruck. In der Hand trug sie einen großen Topf, den sie sofort auf den großen, in einer Ecke stehenden Ofen stellte.

„Haben die Kinder noch nichts zu essen bekommen?“ fragte Frau Strouhal.

„Muß ich doch die andern erst befriedigen. Ihr seht doch, daß ich ihnen die Suppe bringe. Und damit es nicht vergessen wird, ich habe von der vorigen Woche noch einen Gulden bei Euch — ich meine mir, da Ihr doch weggeht...“

„Da habt Ihr es lieber gleich,“ sprach Frau Strouhal, und holte, Marietchen auf dem Stuhle sitzen lassend, das Tüchel mit dem eingewickelten Gelde hervor. Dann zählte sie zehn Zehntkreuzerstücke auf den Tisch und legte noch zwei Silbergulden dazu. „Hier habt Ihr also alles, auch für die jetzige Woche.“

Gierig schielte das Weib nach dem Gelde.

„Da müßt Ihr mir aber noch etwas zugeben. Für die zwei Gulden kann ich Euch und die vier Kinder nicht die ganze Woche füttern“, begann sie auseinanderzusetzen.

„Aber wir haben doch den Preis so ausgemacht? Und dann hat Euch doch Bartjscha geholt und der Junge auch.“

„Die haben sich angestrengt!“ lachte die Czermak.

„Geing haben sie sich angestrengt! Da seht Euch doch die Bartjscha an, die hat von der letzten Wäsche noch ganz wundere Hände. Und Tonik hat von dem fortwährenden Wasserholen erfrorene Finger.“

„Na, unisonst kann ich sie nicht ernähren, und für die zwei Gulden eßt Ihr schon allein. Etwas zugeben müßt Ihr mir schon, wenigstens für die zwei kleinen Schreihälse dort.“

„Aber, um Himmelswillen, wovon denn? Ich habe nur noch sechsundvierzig Kreuzer und die brauche ich doch selbst.“

„Wozu denn, wenn Ihr doch zu Eurem Manne geht?“

Die Strouhal, die bereits wieder kniend Marietchen ankleidete, stand auf, nahm aus dem Tuche den Rest ihres Geldes und legte es schweigend auf den Tisch. Dann kehrte sie wieder zu dem Kinde, dem sie ein großes Tuch umband, und setzte es auf die Erde. In der größten Eile half sie dann auch den anderen Kindern und trieb Bartjscha im scharfen Tone an, sich zu beeilen.

„Macht, daß wir hinaus kommen,“ sprach sie barsch.

„Na, na,“ brummte die Czermak, „auf einmal so große Eile! Vor zwei Monaten seid Ihr froh gewesen, daß ich Euch hier aufgenommen habe... Hier habe ich noch etwas Suppe für Euch, esset Euch doch vorher satt,“ sprach sie etwas freundlicher.

„Gebt den Kindern, ich mag nicht,“ erwiderte die Strouhal kurz.

Die Czermak ging und schöpfte aus einem großen Topfe in eine Schüssel und stellte diese, nachdem sie drei blecherne Löffel hineingesteckt hatte, auf eine Bank. Tonik, der schon angezogen war, setzte sich sofort rittlings auf die Bank und begann die Suppe auszulöffeln. Auch Bartjscha setzte sich hinzu und nahm die kleine Betuschka auf den Schoß.

Es war ein armütiges Bild, aber es wäre noch schöner und armütiger gewesen, wenn die Kinder vollere und röttere Waden gehabt hätten. Die Kernsten waren blaß und abgemagert, und dennoch waren die Kleidchen, die sie anhaten, für sie schon längst zu eng und zu klein, denn es war schon lange her, daß sie neue bekommen hatten. Und in diesem dünnen, leichten Zeuge mußten sie jetzt in die Nacht hinaus, in Schnee und Wind!

„Aber es muß geschehen, muß“, spann die Strouhal ihre Gedanken fort. „Ich kann sie zwar ernähren, so lange sie noch klein sind, aber könnte ich sie auch beschützen? . . . Hier nicht, hier nicht.“ beantwortete sie selbst ihre Frage und sah sich in der ärmlichen Stube um, wo die Kasernenluft sich mit den Dünsten einer armeligen Küche, der Wäsche und dem widrigen Geruch einer kleinen Petroleumlampe vermengte. Dann blickte sie wieder die Kinder an, und ihr Auge blieb länger auf Bartscha haften. „Die würde ich hier nicht beschützen können!“ setzte ihr stummes Selbstgespräch fort und prüfte genauer die lieblichen, kindlichen Züge ihrer Kellerten, die mit den Fußspitzen kaum den Boden berührte und ihr kurzes, dünnes Röschchen immer herunter zupfte. „Ich muß also doch wieder zu ihm,“ seufzte sie. „Wahrhaftig, ich ginge nicht . . . wenn . . .“

Sie unterbrach ihren Gedankengang. Mariechen, die zu der Bank wollte, fiel in ihrer Unbeholfenheit mitten in der Stube hin und begann jämmerlich zu schreien. Mit einem Sprunge war die Mutter bei ihr und hob sie von der Erde. Dann setzte sie sich zu den Kindern auf die Bank.

„Lasse für Mariechen auch ein bißchen Suppe,“ sagte sie zu Tonit.

Der Knabe zog den Löffel aus dem Munde und reichte ihn der Mutter. Diese begann dem Kinde die dünne Knoblauchsuppe zu reichen. Bald waren sie am Boden.

Die Czermak merkte es und schöpfte aus dem Topfe noch einmal und stellte die frisch gefüllte Schüssel wieder auf die Bank.

Die Strouhal schob diese zurück und sagte: „Wir haben schon genug.“ Dann erhob sie sich.

„Aber Ihr habt ja nicht einmal einen Löffel voll genommen,“ protestierte die Czermak.

„Ich habe keinen Hunger. Lieber möchte ich schon gehen.“

Dann begann sie sich schleunigst zum Ausbruch zu rüsten, als ob ihr hier die Decke über dem Kopfe brennen würde. Sie war noch nicht fertig, als die Thür sich öffnete und ein alter Mann mit einem hübschen jungen Weibe und zwischen erwachsenen Kindern eintrat. Der Mann sah sich finster um, das junge Weib schien leidend zu sein, war blaß, und zitterte vor Kälte. Ihr Anzug war zerfetzt und schmutzig, dennoch mußte man sich unwillkürlich nach ihr umsehen, joviell Reiz hatten ihre leidenden Züge.

„Da kommt schon Ersatz für Euch,“ erklärte die Czermak der Frau. Die Kinder verhielten sich still und musterten nur die Ankömmlinge.

Der Alte sprach immer noch kein Wort. Das junge Weib ging zu dem Ofen, um sich zu wärmen. Die beiden Kinder, ein etwa zwölfjähriges Mädchen und ein anscheinend jüngerer Knabe getrauten sich gar nicht vorzutreten.

„Das ist schon ein anständiger Ersatz,“ sprach endlich der Alte, „für zwei Hände deren achte!“

„Ja, laßt Ihr die Kinder auch arbeiten?“ frug die Czermak.

„Was sonst mit ihnen? Der Bub wird doch schon Ventil drehen können, und das Mädchel erst recht. Wird wohl ganz wie ihre Schwester werden“, lachte er giftig. „Am schlimmsten wird es hier mit der Kellerten werden“, und er wies mit dem Kopfe nach dem jungen Weibe hin. „Die ist vor kurzem erst niedergekommen.“

„Werde es schon aushalten“, meldete sich diese mit schwacher Stimme und wandte verlegen den Kopf weg. „Der Vater ist jetzt auf einmal um mich so besorgt . . .“

„Und hätte es lieber früher sein sollen, nicht wahr?“ schrie der Alte rauh und lachte grimmig.

„Macht nur keinen Lärm, ich bitte Euch“, wehrte die Tochter. „Ich liege Euch doch nicht auf dem Halse, und mit der Eisengabel werde ich mir im Küchenhaus die paar Kreuzer schon verdienen, die ich brauche.“

„Natürlich . . . nur nimm Dich in Acht, das sage ich Dir! Wenn es noch einmal passiert, geht es Dir schlecht!“ drohte der Alte und begann sich auszuziehen. Auch die Mädchen legten ihre Tücher weg und begannen sich ihrer Schuhe zu entledigen.

„Sehr hübsch ist es hier gerade nicht“, bemerkte der alte Arbeiter, während er sich auf das Bett, das die Strouhal gehabt hatte, schwer niederließ.

„Wie halt in der Kaserne“, erwiderte lachend die Czermak.

Das junge Weib ordnete inzwischen den einen Strohsack, um sich ihr Lager zurecht zu machen. Sie schien sehr ermüdet zu sein.

Die Strouhal hatte während der Zeit die Kinder zur Abreise gerüstet und band sich selbst das große Tuch um. Dann nahm sie das kleinste Mädchen auf den Arm und umwickelte es auch noch mit dem eigenen Tuche. „Du nimmst den Korb,“ sagte sie zu Bartscha, „und wenn er Dir zu schwer ist, dann muß Tonit mit Dir abwechseln.“ Dann faßte sie die Betuschka bei der Hand und wandte sich zur Czermak: „Also, gehabt Euch hier wohl!“

„Lebt wohl, lebt wohl! Oh, Ihr mein Gold, meine Kinderchen, wie werde ich nach Euch Heimweh haben! . . . Gebt mir doch einen Kuß! Warte doch, mein Liebling,“ sprach sie zu Betuschka, „Dein Tuch ist nicht richtig gebunden . . . so mein süßes Mädchlein . . . so, so!“

Die Czermak war nahe daran, in Süßigkeit aufzugehen. Doch Strouhals Frau hielt sich nicht lange damit auf, öffnete die Thür und schob energisch die Kinder vor sich hinaus. „So, jetzt geht voraus!“

Dann wandte sie sich nochmals zu der Czermak und sagte: „Bleibt nur hier, wir werden uns im Gange nicht verkaufen — seid ohnehin barfuß. Also gehabt Euch hier wohl, noch einmal!“

„Und glücklichen Heimweg, Gebatterin“, brummte ihr in der Thür die Czermak noch nach, und schlug dieselbe hinter ihr zu.

Die neu Angekommenen hatten sich kaum umgesehen.

Ein unfreundlicher Abschied. Die Frau eilte aus diesem Hause, wo sie die Ungastlichkeit und Ungemütlichkeit zu ersticken drohte. Und für die Kinder wird es auch besser sein, wenn sie hier herauskommen. Keines von ihnen hat der Abschied betrübt, im Gegenteil, sie hätten springen und jauchzen mögen, nun sie wußten, daß sie wieder zu dem Vater zurückkehren, wo sie es doch so gut hatten. Aber die ernste Miene der Mutter erlaubte ihnen nicht, der so lebhaft empfundenen Freude Ausdruck zu geben.

Die Strouhal trat in die Nacht hinaus. Vor ihr die Finsternis, hinter ihr Lärm und Geschrei, und mit ihr — vier Kinder. Ja . . . noch mehr . . .

„Wenn das nicht wäre, wer weiß, ob ich ginge. Aber es ist kein Kind, und für das hat er ein Recht zu sorgen.“

Mit diesem Gedanken trat sie auf die Straße und preßte Mariechen fester an sich.

(Fortsetzung folgt.)

Minna von Barnhelm.

(Freie Volksbühne.)

Lessing dachte über sein dichterisches Talent bekanntlich sehr bescheiden. Er sei eigentlich kein ursprünglich schaffender Künstler und arbeite mehr mit dem Verstand als mit der Phantasie. Im allgemeinen sind derartige Selbst einschätzungen nun freilich wenig wert. Die Eitelkeit kleiner, die Bescheidenheit großer Geister verfährt in gleicher Weise zu Irthümern. Aber gerade bei Lessing kann oder muß man vielmehr eine Ausnahme machen. Die Anbe seines klaren Geistes befähigte ihn sehr wohl, den Dichter Lessing ebenso objektiv zu betrachten wie jeden anderen, und seine aufrechte Art verbürgt, daß wir es nicht mit einer grämlichen Verkennung des Minnavits zu thun haben. Freilich darf man nicht vergessen, daß Lessing sich mit Leuten seines Schlages verglich. Man erkennt die Grenzen seines dichterischen Talents erst, wenn man ihn mit Shakespeare oder einem andern Großen vergleicht.

Trotz alledem sind in seiner „Minna“ wenigstens zwei Gestalten, die des größten Dichters würdig wären, nämlich Jost und Franziska. Jost ist eigentlich ein sehr plebejischer Kerl. Die kluge Franziska meint einmal, daß er zwar ehrlich sei, aber auch nichts weiter. Allein selbst mit der Ehrlichkeit hat es seinen Haken. Um sich an dem Wirt zu rächen, will er seine Tochter verschleimen, was selbst einem Schurken gegenüber eine durchaus schosse und uneheliche Sache wäre. Er scheut auch keineswegs davor zurück, gelegentlich einen Menschen aus dem Hinterhalt zu überfallen. Kurz: wir finden Merkmale an ihm, die den gemeinen Menschen verraten, und doch ist er kein gemeiner Mensch. Wäre er's, würde er uns nicht erstreuen, sobald er die Bühne betritt. Er hat einen Jug, der ihn sympathisch macht. Es ist das, um es gleich zu sagen, nicht etwa seine Treue, seine Treue ist im letzten Grunde verächtlich. Er würde für seinen Herrn in jedem Augenblick jeden beliebigen Lumpensfreich begeben und ist somit ein gewöhnlicher Knecht. Es ist vielmehr die Dankbarkeit, die hinter seiner Treue glüht. Der Major von Tellheim hat ihm einmal etwas Gutes erwiesen und das hat auf den armen Teufel einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er alles andere darüber vergißt. Der Charakter ist hier psychologisch genial erfährt. Diese Dankbarkeit, die hinfort in der Welt nichts kennt als den Major von Tellheim, ist nicht nur an sich sympathisch; sie erhebt auch wie ein fahler Blitz die Vergangenheit Jostens. In dem einen Moment fassen wir die ganze Geschichte des Mannes, was allerdings das Merkmal genialer Kunst ist. Ein

Mensch muß in seinem Leben viel geprüßelt worden sein, um durch eine einzige Wohlthat so jäh und vollständig in einen treuen Hund verwandelt zu werden. Die Knechtstasche, mit denen Jost behaftet ist, erscheinen sofort in einem andern Licht. Wir sehen das Glend, dem sie entstammen. Und nun können wir über sie lachen. Ihre Gemeinheit ist ihnen genommen und Jostens Dankbarkeit löst uns mit seinem Plebejertum aus. Der Humor ist der große Versöhner. Der Lustspielmacher braucht die Laster, um sie lächelnd vergehen zu lassen. Die Lustspiele aller Litteraturen sind eine lange Galerie von Narren, Schurken, Ehebrechern, Kantsippen, Geißhalsen, Ordensjägern und anderen Karitäten. Jost braucht keine schädigen Eigenschaften sehr notwendig. Ohne sie wäre er nichts als der bekante „binne Diener“, der in den „Lustspielen“ fast aller Spasmacher seine öden Grimassen schneidet.

Als ich in dem hoffnungsvollen Alter von 14 Jahren stand und geneigt war, die ganze Litteratur für eine böswillige Erfindung der Schulmeister zu halten, wurde mir in einem Examen die Frage vorgelegt: „Nimm man Lessing den Vorwurf ersparen, daß er im Jost nicht einen treuen, sondern vielmehr einen hündischen Charakter geschaffen habe?“ Ich ersparte Lessing den Vorwurf schänderhafter Klarheit, wie ein aufgeblasener Dummkopf einem armen Jungen das Verständnis einer dichterischen Gestalt für sein ganzes Leben unmöglich machen kann. Ich wenigstens bekenne, daß ich den Konfess viele Jahre unbesehen geglaubt habe und erst im Lessing-Theater wurde mir völlig klar, daß mein damaliger Schulmeister sich auf den Humor verstand wie etwa die Kuh aufs Ballettänzer.

Neben Jost steht nicht gleichwertig, aber doch ebenbürtig die muntere Franziska. Sie ist insofern die individuellste Gestalt des Stüdes, als sie nur von Lessing und von keinem andern geschaffen werden konnte. Das Mädel hat viel Verstand, wie ihr Vater auch, und ist eine harmonische und heitere Natur, wie wiederum ihr Vater auch, von dem, wenn ich nicht irre, Lassalle meint, daß er zum Glück geschaffen sei, wie kaum ein anderer. Der Verstand hat erschrecklich viele Gegner, wenn man bedenkt, daß alle ihn hassen müssen, die selbst keinen haben. Man braucht sich daher auch nicht zu wundern, daß er so viel und so feige verkannt wird. Man nennt ihn kalt und läßt sich auf das berühmte deutsche Gemüt etwas zu Gute. Gegen diese schätzbare Sentimentalität giebt es keine bessere. Nur als Lessing im allgemeinen und seine lustige Franziska im besonderen. Die ist keineswegs „kalt“, sondern hat vielmehr eine höchst angenehme Temperatur der Empfindung und Leidenschaft. Sie ist auch keineswegs „nüchtern“, sondern verfügt über eine Grazie und Schelmerei, in der viel warme Sinnlichkeit steckt. Hat sie Gemüt? Ich weiß es nicht. Dagegen weiß ich bestimmt, daß ich mich von ihrer Herrin, dem gemüthvollen Fräulein von Barnhelm, bereits nach 14 Tagen wegen unüberwindlicher Abneigung gegen allzu große Jugendhaftigkeit scheiden ließe. Nicht einmal ihre Güter in Sachen und ihre Noblesse im Bezahlen alter Schulden vermöchten mich daran zu hindern.

Franziska gehört zu der großen Familie der Lustspielbrettern, von der hier bereits früher die Rede war. Insofern ist sie mit den Kammerjungen Molières und Holbergs verwandt. Aber während beispielsweise Holbergs Hosen von denen Molières kaum zu unterscheiden sind, verrät Franziska in jedem Zug, daß sie von Lessing abstammt. Und auf diese Herkunft darf sie sich immerhin etwas einbilden.

Schließlich mag auch noch das erwähnt werden, was in dem Lustspiel aus der Zeit stammt und was darum auch der Zeit zum Raube gefallen ist. Es steckt etwas von der Nüchternheit in dem Stück, die in Zuständen vollständig ins Widerliche zerfällt. Man erschrickt fast über die Abhängigkeit des Individuums von der Zeit, wenn man sieht, daß selbst Lessings freie und starke Seele den Strauchheiten der Zeit unterworfen ist. Die Witwe im ersten Akt, der Wachtmeister Werner, Tellheim, die Minna — sie alle tranken bedenklich an dem Eideckel, der damals die Gemüter besonders stark ergriff. Aber was immer die Zeit vernichtet hat: es ist genug übrig geblieben, um eine gute Aufführung der „Minna“ zu einem Fest zu machen.

Die Aufführung im Lessing-Theater war gut, womit ja nicht gesagt ist, daß sie vollendet war. Waldow als Jost, Fräulein Glümmer als Franziska und Pagath als Wirt waren der besten Bühne würdig. Frau Sauer machte aus der Minna alles, was sich aus der nicht beneidenswerten Rolle machen läßt. Der Darsteller des Tellheim versagte in seiner entscheidenden Scene und der Wachtmeister Werner gefiel sich im letzten Akt in Coulisienpöpen, die weder seiner sonstigen Leistung, noch der Bühne, noch des Publikums würdig waren. Alles in allem aber war die Vorstellung eine prächtige Erholung nach den sauren Tagen der Arbeit. —

Erich Schläpfer.

Kleines Revueletton.

— Ueber den Anbau der Vanille in Mexiko sprach der Plantagenbesitzer Wuhler aus Orizaba in der letzten Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues. Einleitend schilderte er nach der „Voss. Zig.“ die mexicanische Pflanzenwelt. Bei ihrem Reichtum und ihrer Ueppigkeit bleibt dem Gartenbau in unserem Sinne nur ein geringes Feld. Im allgemeinen kann der Gärtner nur durch Anlage von Pflanzungen lohnenden Verdienst finden,

und dabei steht Vanille mit in erster Reihe. Die beste Sorte ist V. planifolia. Sie kommt wild im Urwald bis zu 600 Meter Meereshöhe vor. V. pompona ist auch brauchbar, aber sowohl weniger fein als auch weniger ergiebig. Sie geht namentlich weil sie auch meist weniger sorgsam behandelt wird, unter der Bezeichnung „unechte Vanille“. Man legt Vanillepflanzungen am besten in gegen rauhe Nordwinde geschützten Thälern an. Ulenlange Zweigstübe werden einfach in den Boden gesteckt und an dem Baum, an dem sie aufklettern sollen, befestigt. Alles andere macht sich dann von selbst; nur sucht man sie möglichst niedrig zu halten. Schwierigkeit bereitet nur die Ernte und die Zubereitung der geernteten Schoten. Hierauf kommt alles an, und die bisherigen Mißerfolge des Vanillebaues in den deutschen Kolonien beruhen lediglich darauf, daß es noch nicht gelungen ist, in diesem Punkte das richtige zu treffen. Die Schoten müssen unreif gepflückt werden, weil sie im reifen Zustande trocken und duftlos sind. Eine sehr große Rolle spielt deshalb der Zeitpunkt der Ernte, der, wie es scheint, keiner allgemeinen Regel unterliegt, vielmehr durch sorgsame Versuche ermittelt sein will. Dann aber muß die Schote einem besonderen Verfahren, einer Art Fermentierung unterzogen werden, damit der wertvolle Duft möglichst fein und kräftig zum Vorschein kommt. Weder zu trocken, noch zu feucht darf die Schote sein, soll sie den nötigen Handelswert besitzen, und da liegt vorläufig noch der Hahn im Pfeffer. Die Pflanze behandelt ihre Erden- und Zubereitungs-Methoden als Geheimnis. Auch die Befruchtung der Vanilleblüten, die in vielen Fällen künstlich erfolgen muß, hat einige Schwierigkeit, wird aber von den farbigen Arbeitern vieler Vanillegebiete ganz geschickt gehandhabt. Dagegen hat sich die Befruchtung, es werde das (künstlich hergestellte) Vanillin dem Vanillebau schaden, nicht bewahrheitet. An den Vortrag knüpfte sich eine Erörterung. Es wurde dabei mitgeteilt, daß die deutsche Kolonialverwaltung dem Vanillebau jetzt große Aufmerksamkeit widmet und neuerdings Dr. Preuß mit einem Gärtner ausgesandt hat, um die Erntemethoden der Pflanze zu studieren. In den deutschen Kolonien werden schon seit fünf Jahren Versuche gemacht, ohne daß bis jetzt ein befriedigendes Ergebnis erzielt wäre. Augenblicklich wird die meiste Vanille über Marseille und Bordeaux von den Seychellen, von Réunion und Bourbon eingeführt. —

— Ueber die Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen durch das Reich giebt der Reichshaushaltungs-Etat für 1900 Auskunft. Von den einmaligen Ausgaben im Etat des Reichsamts des Innern sind bestimmt: für die internationale Bibliographie der Naturwissenschaften 15 000 M., Kosten der Herausgabe eines Werkes über die Sixtinische Kapelle in Rom 10 000 M., zur wissenschaftlichen Erforschung und Aufbedung des römischen Grenzwalles 20 000 M., zur wissenschaftlichen Bearbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse der Tiefsee-Expedition 30 000 M., zur Unterstützung für die Herausgabe von Veröffentlichungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Schulwesens 30 000 M., als Zuschuß zu den Kosten der Ausrüstung einer Südpolar-Expedition 350 000 M., zur Unterstützung für die Herausgabe eines Werkes über das deutsche Bauernhaus, das der Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine herstellt, 15 000 M. Dazu kommen als fortlaufende Unterstützungen für das Germanische Museum in Nürnberg 70 000 M., für die Monumenta Germaniae 62 100 M., für das römisch-germanische Museum in Mainz 30 000 M., für die leopoldbnisch-karolinische Akademie deutscher Naturforscher 4000 M., für die internationale Erdmessung 6000 M. und für die Erdbebenstation in Straßburg 3000 M. Von den Ausgaben im Etat des Auswärtigen Amtes sind zur Förderung der Wissenschaften bestimmt, die Bewilligung für die archäologischen Reichsanstalten und zur Förderung der römisch-germanischen Altertumsforschung in Deutschland 143 200 M., Beitrag zu den Kosten des orientalischen Seminars 62 000 M., Unterstützung an die zoologischen Stationen in Neapel und Novigno 60 000 M.; zur Förderung altertumswissenschaftlicher Arbeiten in Aegypten 10 000 M., zur Förderung der auf Erschließung Centralasias und anderer Ländergebiete gerichteten wissenschaftlichen Forschungen 200 000 M., für die von Robert Koch geleitete Malaria-Expedition 60 000 M. —

Musik.

Weil bei uns die Wirtschaft mit den Soffisten und Verächthelken noch immer nicht arg genug ist, hat jetzt eine (anscheinend neue) Konzertdirektion etwas ganz Besonderes erfunden. Nämlich „Subskriptions-Konzerte“, in denen man schon das Allergrößartigste geliefert werden soll, was es auf unserem musikalischen Planeten aufzutreiben giebt: Dirigenten aus Frankreich, Italien, Deutschland, Soffisten aus Berlin, Dresden, St. Petersburg usw., daß nur so die Inzeratensehen fliegen. Am Montag war (bei Kroll) das erste dieser Konzerte; wir hörten wegen Kollision mit einem ähnlichen Opernummel die öffentliche Hauptprobe am Sonntag. Das Orchester ist anscheinend aus Berliner Musikern zusammengesetzt, mit unserem wadern Waldemar Meyer an der Spitze. Vor einiger Zeit hatten wir im selben Raum den einen der beiden weltberühmten Pariser Dirigenten an der Arbeit gesehen: E. Colonne; nun kam der andere an die Reihe: Ch. Lamoureux. Man wird denken: wenn der berühmte R. R. dirigiert, so bekommen wir eben durchaus eine Leistung seines individuellen Geistes zu hören. So war es bei Nilow; so war es wohl auch neulich bei Mascagni; und ähnlich ist es, wenn eine zu einheitlichem Wirken eingelebte Vereinigung, wie die der Weininger

gestickt. Hier hingegen handelt es sich um eine ad hoc zusammengebrachte lokale Kapelle, die von vielleicht 9 verschiedenen Meistern nach der Reihe geleitet werden soll, damit nur ja kein individuelles Einleben möglich werde. Und die Melodie, die doch alles wissen will, hütete sich, uns mit Vorberichten über so und so viele Proben anzudonnern. Man erlaubte wir uns eine Vermutung, die wir mit freundlicher Abbitte zurücknehmen, sobald uns das Gegenteil bewiesen wird. Es scheint nämlich, das Verdienst der Einstudierung und dessen, was drum und dran hängt, gehöre Herrn Professor Waldemar Meyer, und Lamoureux sei, vielleicht gerade noch mit einer Vorprobe, zuletzt „draufgesetzt“ worden, damit's was gleichsieht. Man konnte aus der augenblicklichen Leistung des Herrn Lamoureux erkennen, daß er ein trefflicher Dirigent ist; man konnte auch den Mitwirkenden nachschauen, daß sie über viele große Schwierigkeiten geschickt hinwegkamen; aber in Summa war die Aufführung nicht besonders und wird, fürchte ich, bei der eigentlichen Aufführung auch nicht wesentlich anders gewesen sein. Dafür bekam man um 20 Pf. Programme in die Hand, wie sie jeder kleine Lokalverein billiger und besser giebt — nur daß hier außerdem noch die prächtigsten Annoncen dargeboten waren: Hemdenblusen und Interröde . . . Vorspiel und Liebestod Tristan und Isolde . . . und ach, sein Fuß . . . beste französische Küche in Berlin . . . Seht ihr's nicht? . . . Dampfabrik für Puder und Schminken . . . fähst und seht ihr's nicht? . . . Morgenkleider und Interröde . . . hold erhaltend um mich klingt? . . . Vinoleum. Alleiniges Inlandswert . . . Unbewußt — höchste Lust! . . . Trauer-Magazin . . . Kann jede Dame in passender Tränenkleidung verlassen . . . usw. — Auch eine Novität kam: des Jungfranzosen Paul Dukas „L'Apprenti Sorcier, Scherzo nach der Goetheschen Ballade: Der Zauberlehrling.“ Sie ist eine der glänzendsten Leistungen moderner Kunst der Klangfarbenpracht und interessiert außerdem durch die eigentümliche Darstellung einer gespenstisch dahinschwebenden Welt. Thematische Erfindungskraft ist hier allerdings nicht in beträchtlicherem Ausmaß angeboten als sonst in den meisten spezifisch dichterischen Werken moderner Tonkunst.

Zur Erholung sucheten wir abends in eine der bereits längst gut angefertigten „Vollst-Unterhaltungen“ des nach diesen benannten Vereins und erfrachten uns inmitten eines allerdings sterkos breiten Programms an dem wohlklingenden Walden-Cyllus für Solo und Chor: „Toggenburg“ des sonst bei uns sehr zurückgefallen Rheinberger und an einem Mozartischen Quartett (in Es-dur), in welchem wieder die Gebrüder Morisch ihr feines, ineinandergelebbtes Spiel hören ließen. Daß sie das „Andante con moto“ etwas gar langsam und das Finale mit etwas gar schneller und stark veränderlichem Zeitmaß nahmen, mag Jede eines Geschmacksstreites sein; daß sie aber den (noch dazu nur als Allegretto bezeichneten) Menuett in ein modernes Scherzo verwandelten, darf doch ohne Gefahr des Pedanterie-Vorwurfs angetreidet werden, zumal diese unhistorische Verwischung auch sonst häufig ist. — sz.

Archäologische.

k. Allgähptische Zöpfe. Der Zopf ist fast so alt wie die Menschheit; er gehörte schon zum Typus des allgähptischen Vorfaches. Auf diese Thatsache macht v. Bissing in der soeben erschienenen „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde“ aufmerksam. Bei sonst kurzen Haaren hängen ein oder mehrere Zöpfe herunter, die unten durch eine Quaste abgeschlossen werden. Die ältesten Beispiele reichen in die 5. Dynastie zurück. Die Tracht wird augenscheinlich von den ganz jungen Mädchen bevorzugt. Von dem kurzen Haar löst sich hinten eine einzelne Flechte ab, die lose herabhängt. Das Ende der Flechte ist nach oben gebogen, wo sich das natürliche Haar an der Spitze biegt. Mit der 6. Dynastie wechselt die Mode. Auf einem Grabrelief in Gise trägt die hinter dem Sitz ihres Vaters stehende Tochter das lange anliegende Frauengewand mit Tragbändern und Halsstragen und kurzes Haar. An ihrem Hinterkopf hängt aber ein gerader Zopf herab, der unten mit einer Platte oder Kugel beschwert ist. Diese neue Form des Zopfes ist bei den jungen Papyrusfrauen der 6. Dynastie vorherrschend. Die Tänzerinnen, die im Grabe des Mj dargestellt sind, kleiden sich als junge Mädchen und tragen daher auch den steifen Zopf mit rundem Gegengewicht. Die stückartige Festigkeit des Zopfes rühret wohl von einer reichlichen Anwendung von Fett her. Die eigentlichen Tänzerinnen tragen außerdem einen kurzen Schurz, der bis zum Knie reicht, während die weiblichen Musikanten, die in die Hände klatschen, ganz wie gewöhnliche Mädchen gekleidet sind. Mit der 12. Dynastie verwehren sich die Zöpfe. Zwei oder drei werden jetzt hinten und an den Schläfen getragen. Das Gewicht wird länglich. Eine der Dienerskulpturen aus Meir z. B. zeigt drei ans drei Strahlen gewundene Zöpfe, einen am Hinterkopf, die anderen etwas höher an den Seiten und nur im Aufsatz erhalten. Wahrscheinlich ist hier auch eine Tänzerin dargestellt. Auf verschiedenen Wandgemälden aus Benihasan sind die Mädchen beim Ballspiel, Hüpfen und Tanzen mit kurzem Haar und zwei oder drei Zöpfen mit länglichem Gewicht dargestellt. Auch eine Berliner Kalksteinstatuette, die eine Neobatin darstellt, hat dieselbe Haartracht wie die Tänzerin von Meir. Später scheint diese Haartracht abhanden gekommen zu sein und taucht nur noch vereinzelt wieder auf, einmal bei einer Tänzerin sogar mit einem starken Hinterzopf und fünf dünneren zur Seite. Zuerst haben nur die Kinder Zöpfe getragen. Im Grabe des Mj

tragen sechs Knaben den steifen Zopf jener Zeit. Die „Kinderlocke“, die bei den Mädchen der 5. Dynastie sich am Hinterkopfe befindet, sibt bei den Knaben an der linken Kopfseite, behält aber dieselbe Gestalt. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber die Abstammung und Herkunft der Häher sprach Dr. Jacobi in der November-Sitzung der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft. Nach der „Voss. Ztg.“ führte er folgendes aus: Die schönblau und schwarz gebänderten Federn, die unser Eichelhäher an verschiedenen Stellen der Flügel, des Schwanzes und Kopfes trägt, weisen durch ihre verstreute Lage und durch andere Umstände darauf hin, daß die Häher in früheren Epochen vollständig blau gefärbt waren. Solche Vorfahren finden sich heutzutage noch in Nordamerika als der gemeine Blauhäher (Blue Jay), ferner mit allmählich veränderter Blauzeichnung in Japan, ganz Südostasien und Kaschmir. Der in letzterem Lande heimische Strichelhäher ähnelt in seinem Betragen noch sehr dem Blauhäher, wie die untern Exemplare des Zoologischen Gartens zeigen. Man darf nun annehmen, daß die Angehörigen der Hähergattung von Nordamerika ausgehend, längs der Küste Ostasiens herunterwanderten, in Japan und dem Himalaja sich neu ansiedelten und von dort aus in mancherlei Arten einerseits nach Sibirien, andererseits nach Europa und Nordafrika sich ausbreiteten, um schließlich in Ostruzland zusammenzutreffen und sich zu vermischen. —

Humoristisches.

- Der geuzte Gendarm. „Können Sie nicht lesen? Das Fischen ist hier verboten!“
- „Ach nicht ja nit; ich gib ja nur meinem Frosch eine Schwimmlektion!“
- Vorsichtig. Wohnungsuchende: „Also, was kostet das Zimmer, wenn Sie mir ein Klavier hineinstellen lassen?“
- Hauswirtin: „Ja, da muß ich Sie erst mal spielen hören!“
- Republikanisch. Sachse (aus dem „Hamlet“ kommend): „Hören Sie, mei Anbeter, das is Sie ja doch ä ganz republikanisches Schick, da schdirbt Sie ja alles, was ä bißchen was is!“

Notizen.

- Das Berliner Schauspielhaus bringt im Dezember wahrscheinlich noch drei Novitäten heraus: am ersten Weihnachtsfeiertage ein neues Stück von Adolf L'Arronge, vorher ein Märchen drama „Gevatter Tod“ von Eberhard König, später einen neuen Schwank von Gustav Kadelburg.
- Die Schiller-Theater-Aktiengesellschaft zahlt für das Geschäftsjahr 1898/99 für Stamm- und Vorzugsaktien eine fünfprozentige Dividende, macht einen Vortrag auf das nächste Geschäftsjahr und verwendet 3000 M. zur Beteiligung von Mitgliedern und Angestellten des Theaters.
- Eine wissenschaftliche Theatergesellschaft „Internationale Urania“ ist unumkehr begründet worden. Die technisch-wissenschaftliche Leitung hat Dr. M. Wilhelm Meyer. Die wissenschaftlich-dekorativen Vorträge in der Art wie in der Berliner Urania sollen auch der Provinz und dem Auslande zugänglich gemacht werden.
- Otto Ernsts vieraktige Komödie „Jugend von heute“ wurde im Dresdener Schauspielhaus zum erstenmale aufgeführt. Das Stück fand sehr beifällige Aufnahme.
- Am Wiener Burgtheater wurde zum vierten Male der Versuch gemacht, Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ in das Repertoire aufzunehmen, wieder ohne Erfolg.
- Anton Ursprungs komische Oper „Das Unmöglichkeit von allem“ hatte bei der Uraufführung in Prag großen Erfolg.
- In Bonn wird ein Simrod-Denkmal errichtet. Die Gesamtkosten sind auf 22000 M. veranschlagt. Die Stadt hat 5000 M. bewilligt.
- Prof. Nütgen hat einen Ruf an die Universität München endgültig angenommen.
- Der Allgemeine deutsche Sprachverein schreibt einen Preis von 1000 M. aus für die beste Arbeit über den Wortschatz der deutschen Seemannssprache. Dabei ist der Begriff für jedes Wort in einer deutlichen Umschreibung festzusetzen, wenn erforderlich, ist zeichnerische Darstellung zu Hilfe zu nehmen. Ferner ist die Herkunft und Ableitung der Wörter zu ermitteln, soweit dies der heutige Stand der Sprachforschung gestattet. Auch die Gesetze der einzelnen Wörter ist zu verfolgen. Die Darstellung soll vollständig und gemeinverständlich sein. Die Arbeiten müssen bis zum 1. April 1901 eingeleistet werden.
- t. Das Wasser im Toten Meere ist stark im Mischunge begriffen. Da das Wasser des Jordan und anderer Zuflüsse für Bewässerungszwecke in Anspruch genommen wird und das Wasser in jenen Gegenden stark verdunstet, sibt der See jetzt wie ein Lager von trockenem Salze aus.